

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 20 (2013)
Heft: 228

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf den Wanderstrassen der Kultur

Jetzt besucht sein *Atlas Mnemosyne* die
Stadt. Aby Warburg (1866–1929)
selbst verpasste die Reise nach St.Gallen
nur knapp. von Wolfgang Steiger

Im ersten Moment irritiert das: Drei junge Maler aus Hamburg mit einem subkulturellen HipHop- Hintergrund und der Autor des Standardwerks über die avantgardistische Kunst der Situationistischen Internationale diskutieren über Renaissance und Antike. Die Gruppe aus Hamburg St.Pauli beschäftigt sich mit der Rekonstruktion und Kommentierung des *Mnemosyne-Atlas*: dem unvollendeten Hauptwerk des Kulturwissenschaftlers Aby Warburg (1866–1929).

Der kleine Mann mit dem Schnauz und den traurigen Augen aus Hamburg las lieber, als dass er schrieb. Er baute ein kulturgeschichtliches Bildarchiv auf, mit dem er sich über die Grenzen von Sachgebieten hinwegsetzte. Am liebsten forschte er in Arbeitsgruppen. In seiner Bibliothek verwendete er ein Orientierungssystem, das sich nach der «guten Nachbarschaft» der einzelnen Bücher richtete. Warburg hat vor hundert Jahren gemacht, was heute als fortschrittlich gilt.

Und wenn er schrieb, dann das Tagebuch der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek in Hamburg zusammen mit seinen Mitarbeitern Fritz Saxl und Gertrud Bing, oder er verfasste Vorträge mit Titeln wie «Nachhall der Antike». Vor allem sammelte er Bücher und Repros. Das Ergebnis seiner Forschungen zur Kulturgeschichte schlug sich dann im Bildertafel-Atlas mit dem Zungenbrecher-Namen nieder. Die Namensgeberin Mnemosyne war bei den alten Griechen die Göttin der Erinnerung.

Wie St.Gallen zu Warburg kommt

Mnemosyne ist das grosse Thema der Forschergruppe vom «8. Salon» in Hamburg. Das Künstlerkollektiv kam irgendwie an den Datensatz der Atlas-Bilder heran. Hunderte fotografierter Darstellungen aus der Antike und der Renaissance bis zu den 1920er Jahren. Detektivisch untersuchte Aby Warburg im *Mnemosyne-Projekt* den Austausch auf den Wanderstrassen der Kultur und des Wissens. Sein Vorgehen kümmert sich nicht um die Eingrenzungen durch Fachgebiete, ist spannend und bringt verblüffende Erkenntnisse. So macht Kunstgeschichte Spass.

Im Juni 2009 lernte der St.Galler Bildhauer Peter Kamm an der Ausstellung des Malers André Butzer in der

Kunsthalle Nürnberg den jungen Künstler Philipp Schwalb kennen. P.S., wie er sich nennt, arbeitet in Hamburg St.Pauli in einer Ateliergemeinschaft mit Jannis Marwitz und Christian Rothmaler. Mit dem Kunsthistoriker Roberto Ohrt zusammen gründeten sie in den Räumen einer aufgelösten Quartiersbibliothek unweit der Reeperbahn den «8. Salon», einen Raum, den Künstler, Kuratoren, Kunsthistoriker und Autoren mittragen.

Peter Kamm erzählte Richard Tisserand aus Kreuzlingen von den drei jungen Hamburger Malern. Worauf dieser dem Künstlerkollektiv mit den schwarzen Caps im September 2011 in seinem Kunstraum eine Ausstellung ausrichtete. Roberto Ohrt hielt einen Vortrag über die Kunsthistoriker Aby Warburg und Edgar Wind. Da entstand die Idee, das unvollendete Hauptwerk Aby Warburgs, den *Mnemosyne-Bilderatlas*, in Kreuzlingen zu zeigen. Da der Kunstraum aber die Kapazität dafür nicht besitzt, findet die Ausstellung im Kulturraum am Klosterplatz in St.Gallen statt. Der Ausstellungsraum unmittelbar bei der Stiftsbibliothek ist ein sehr passender Ort. Mit Leihgaben aus dem Bestand von Stiftsbibliothek und Kantonsbibliothek Vadana können die Entstehungsbedingungen des *Mnemosyne-Atlas* sichtbar gemacht werden. Ob Warburg selbst jemals nach St.Gallen kam, ist nicht belegt. In der Nähe war er.

Das Sanatorium am Bodensee

Kreuzlingen besitzt in Aby Warburgs Biografie eine ganz besondere Bedeutung. Vier Jahre verbrachte er hier im Sanatorium Bellevue. Der hochsensible Spross einer jüdischen Bankier-Familie geriet 1918 wegen des Kriegs zwischen Deutschland und seinem Sehnsuchtsland Italien in eine schwere psychische Krise. Nachdem er mit geladener Pistole herumgefuchelt hatte, für sich und seine Angehörigen eine Gefahr wurde, brachte ihn seine Familie in verschiedenen psychiatrischen Einrichtungen unter und schliesslich ab 1920 im Nobelsanatorium am Bodensee.

Zusammen mit seinem Forschungsassistenten Fritz Saxl war er in Friedenszeiten in halb Europa herumgereist, hatte Archive und kunstgeschichtliche Sammlungen besucht,



Aby Warburg: *Bildatlas Mnemosyne*, Tafel 37, aus *Daedalus*, Hamburg 1994

OLGA TITUS **FRÄNZI MADÖRIN** **MARTINA GÖMÜR** **MIA DIENER**

24.10. – 5.12.2013

Do · 7. November · 19–22 Uhr

Hinter der Bar

IGZ (Institut für gesellschaftliche Zeitfragen) – die billigsten Drinks der Stadt, von der faulsten Künstlergruppe der Welt

Rhizomatische Noise Oper

Künstlerische Leitung: Vanessa Heer und Thomas Ospelt

Do · 14. November · 19–22 Uhr

Hinter der Bar

mit Fränzi Madörin und Martina Gömür

Do · 21. November · 19–22 Uhr

Gender!

mit Karin Hüberli, Sozialpädagogin

Do · 28. November · 19–22 Uhr

Gruss aus der Ferne

Yoko Mroczek aus Japan

ÖFFNUNGSZEITEN

JEDEN DONNERSTAG 19–22 UHR

JEDEN DIENSTAG 12–16 UHR

SEKRETARIAT VISARTE.OST:

071 220 83 50

ADRESSE

BLUMENBERGPLATZ 3, ST. GALLEN

WEITERE VERANSTALTUNGEN

WWW.NEXTEX.CH

NEXTEX



Ausschnitt: Otto Gilli *1940, «Angst I», 2004
© Museum im Lagerhaus, Schenkung des Künstlers 2011

museum im lagerhaus.

stiftung für schweizerische **naive kunst**
und **art brut**.

Bis 17. November 2013

AUGENBLICKE

Sonntag, 3. November 2013, 14.00 Uhr

Szenische Führung: «Augen Blick mal!»

Spontane AugenBlicke entwickelt Reto Trunz, zu verschiedenen Bildnissen.

Sonntag, 10. November 2013, 11.00 Uhr

Matinée mit den «Madrigallen»

Musikalische Augenblicke der Begegnung verschafft das St. Galler Vokal-Sextett mit A-capella-Liedern aus verschiedenen Epochen rund um die Liebe.

Ausstellungsführung

Dienstag, 5. November 2013, 18.00 Uhr

Sonntag, 17. November 2013, 11.00 Uhr: Führung zu letzten AugenBlicken

Davidstrasse 44 | CH-9000 St.Gallen

T +41 (0)71 223 58 57 | www.museumimlagerhaus.ch

DANI GAL

**«DO YOU SUPPOSE HE DIDN'T
KNOW WHAT HE WAS DOING,
OR KNEW WHAT HE WAS DOING
AND DIDN'T WANT ANYONE
TO KNOW?»**

9. November 2013 – 19. Januar 2014

Eröffnung: 8. November, 18 Uhr

Führung:

12. November, 18.30 Uhr

Öffnungszeiten:

Di–Fr 12–18 Uhr, Sa/So 11–17 Uhr

Kunst Halle Sankt Gall

Davidstrasse 40

9000 St.Gallen

www.k9000.ch

immer auf den Spuren nach jenen Bildern und Ideen, die die westliche Kultur geprägt, verbreitet und verändert haben. Solange sich Warburgs Zustand nicht besserte, leitete Saxl die Kulturwissenschaftliche Bibliothek in Hamburg und besuchte den Begründer dieses so eigenwilligen wie unabhängigen Projekts regelmässig in der psychiatrischen Klinik. Zwar lag St.Gallen mit seinen berühmten Bibliotheken Stiftsbibliothek und Vadiana ganz in der Nähe, war aber für den gemütskranken Warburg unerreichbar. Die Gruppe «8. Salon» glaubt, dass zumindest Saxl von Kreuzlingen aus nach St.Gallen fuhr, um die mittelalterlichen Handschriften und die Buchsammlungen aus der Reformationszeit zu sichten.

Noch in Kreuzlingen nahm Aby Warburg unter tätiger Hilfe von Kollegen, die unvermindert an ihn als innovativen kulturwissenschaftlichen Forscher glaubten, seine Forschertätigkeit wieder auf. Er hielt vor dem Sanatoriumsleiter Ludwig Binswanger, Patienten und Angestellten den berühmten Lichtbild-Vortrag über das Schlangenritual der Hopi in New Mexiko, mit dem er den Beweis antrat, dass wissenschaftliche Forschung ein Weg zur Heilung von psychischer Krankheit sein kann. Nach seiner Entlassung 1923 blieben Warburg nur noch wenige Jahre zur Entwicklung seines Hauptwerkes, des Bilderatlas.

Der 8. Salon forscht

Die heutige grosse Faszination am *Mnemosyne-Bildertafel-Atlas* im Kunstbetrieb ist nur angesichts der wuchernden Bildarchive in den digitalen Medien zu begreifen. Aby Warburgs auf Tafeln gepinnte Bilder erzeugen untereinander Spannungen, weisen auf prägende Figuren hin, vollziehen Metamorphosen, zeigen Entwicklungen auf. Während bei den Suchmaschinen in den digitalen Medien eine innere Struktur der Bildersammlungen fehlt, ist Warburgs *Mnemosyne* voll durchdacht und beeindruckt durch ihre Vielschichtigkeit. Die Tafeln vermitteln auch heute eine ungeahnte zeitliche Tiefe, ohne in Psychospielchen mit Archetypen abzudriften. Irrationalität und Aberglauben waren nicht Warburgs Sache. Er war persönlich ganz der Aufklärung verpflichtet, interessierte sich aber als Forscher für das Wechselspiel zwischen Rationalität und Irrationalität.

Der «8. Salon» bezieht sich bei der Rekonstruktion der Tafeln auf das Format der letzten fotografischen Aufnahme von 1929. Die Forschergruppe aus St.Pauli ist davon überzeugt, dass die Tafeln erst dank ihrer Grösse die Lesbarkeit der wie in einem Kraftfeld angeordneten Bilder erlangen. Aby Warburg konzipierte die *Mnemosyne* ursprünglich als Tafelwerk, um daraus ein Buch zu produzieren. Es hätte ein grossformatiges Buch geben sollen, ein Bildatlas, von einem zweibändigen Begleittext in Buchform unterstützt. Dazu kam es nicht, da der schwer herzkrankte Warburg 1929 einem Infarkt erlag.

Einen Atlas in Buchform findet die Gruppe nicht so praktikabel. Denn der Atlas will das Potential der Bilder nicht nur vorstellen; er will es auch aktivieren. Das, was anklingt, wenn wie hier die Grenzen zwischen Kunstgeschichte und Kunst verwischen, ist wohl das Hauptanliegen der Gruppe um Roberto Ohrt. Erst in den 90er-Jahren erschien dann der Atlas doch noch, zwar mit Legenden zu den einzelnen Bildern, aber unkommentiert. Der «8. Salon» erfüllt mit den Baustellenheften und den mündlichen Präsentationen eine Aufgabe, die sonst niemand leistet.

Mänade und Schlange

Eine Figur aus der heidnischen Antike in Warburgs Bildersammlung ist die Bacchantin, die sich zurücklehnt und den Kopf in den Nacken wirft. Sie steht für den Ausdruck enthusiastischer, rasender Freude, Tücher flattern von ihrem Rücken nach hinten. Der Maler R.B.Kitaj (1932–2007) war wohl einer der Frühesten, der sich in seinem Werk auf Aby Warburg bezog. In seinem Bild von 1962 mit dem Titel *Warburg als Mänade* malte er Warburg mit Schnauz, Hut, Quadratgesicht und nacktem weiblichem Körper in Pink auf Rotbraun in der typischen, nach hinten geworfenen Haltung der antiken Nymphen. Einer der Warburgianer unter den Gegenwartskünstlern ist Stephen G. Rhodes aus den USA. Diesen Frühling zeigte er im Migros-Museum Zürich eine Installation, die von Warburgs Aufenthalt als Patient in Ludwig Binswangers Sanatorium in Kreuzlingen inspiriert ist: ein Inferno, wie es im Titel heisst, mit Lärm, rasenden Bildern und Gummischlangen. Rhodes reinszenierte das berühmte Bild von Warburg zusammen mit einem Puebloindianer mit nacktem Oberkörper, aufgenommen anlässlich seiner Amerikareise von 1886, mit sich als Warburg.

Die Beschäftigung der Künstler mit Warburg ist alles andere als bitterer Ernst. Auch Warburg selbst war nicht nur leidend und schliesslich tragischer Patient eines psychiatrischen Sanatoriums. Er war auch ein Glückspilz, der sich ganz den eigenen Neigungen widmen konnte. In seiner Jugend tauschte er mit seinem jüngeren Bruder das Erstgeborenrecht auf das Erbe am Bankhaus seiner Familie. Dafür musste sein Bruder versprechen, ihm zeitlebens jedes gewünschte Buch zu kaufen. Daraus wurde dann eine ganze Bibliothek samt neuem Bibliotheksgebäude und regelmässigen Zuschüssen für das Institut. Fand der unpolitische Warburg 1928/29 bei seiner letzten Reise nach Italien mit seiner Assistentin Gertrud Bing noch Sympathien für die Rückbesinnung von Mussolinis Faschisten auf die römische Antike, so musste er dann nicht mehr miterleben, wie es seinen jüdischen Mitbürgern in Faschismus und Nationalsozialismus erging.

1933 fuhr ein Schiff mit 600 Bücherkisten, eisernen Regalen, Buchbindemaschinen, fotografischen Ausrüstungen und vielem mehr diskret nach England hinüber. Es war Aby Warburgs Nachfolgern bewusst geworden, dass sich im nationalsozialistischen Deutschland unabhängige, privat organisierte Forschung nicht weiter halten können. So zügelte das Warburg-Institut von Hamburg nach London, wo es auch heute noch besteht.

Die Ausstellung im St.Galler Kulturraum ist eine sehr gute Gelegenheit, sich mit der Gedankenwelt dieser aussergewöhnlichen Forscherpersönlichkeit bekannt zu machen. Schliesslich wartet die nächste Renaissance vielleicht schon vor der Tür. Von der Kunstgeschichte Angefressene merken dann, dass es dieses schöne Nacheinander der Stile nicht wirklich gibt. Warburgs Forschungen lehren ein Hin und Her in der Kultur. Bilder überspringen ganze Epochen; das Wissen kann sich in andere Kulturen flüchten und erst wieder zurückkehren, wenn die Voraussetzungen gegeben sind.

Aby Warburg: *Mnemosyne Bildertafeln Atlas*
bis 17. November, Kulturraum am
Klosterplatz St.Gallen
kultur.sg.ch

Wissen Sie, was Sie brauchen?

Das Theater St.Gallen spielt und tanzt spartenübergreifend Max Frischs Fragebögen in der Lokremise. von Peter Surber

Sind Sie sicher, dass Sie die Erhaltung des Menschengeschlechts, wenn Sie und alle Ihre Bekannten nicht mehr sind, wirklich interessiert? Wem wären Sie lieber nie begegnet? Lieben Sie jemanden? Und woraus schliessen Sie das? Möchten Sie lieber gestorben sein oder noch eine Zeit leben als ein gesundes Tier? Und als welches?

Man hat sie im Ohr, die Fragen aus Max Frischs Fragebogen aus dem Jahr 1966. Viel zitiert, immer wieder neu beantwortet, heute als eigene Textgattung anerkannt: Der *Fragebogen I* ist fast so bekannt wie das Theaterstück *Andorra* oder die Romane *Stiller* und *Homo faber*. 25 Fragen sind darin enthalten, sie werden auch den Anfang machen in der Produktion des Theaters St.Gallen.

Der Fragende ist männlich

Aber sind es wirkliche Fragen? Jonathan Franzen, der US-Autor, der für die FAZ den Fragebogen ausgefüllt hat, mokiert sich einmal über die «typisch kontrafaktischen» Fragen von der Art «Wen, der tot ist, möchten Sie wiedersehen?» Da sich die Frage real nicht stellt, bleibt auch die Antwort unverbindlich. «Gedankenspiele» nennt Marcus Schäfer, der in der St.Galler Produktion eine Hauptrolle spielt, Frischs Manie und Manier des Fragens. Aber daneben gebe es auch viele höchst «faktische», aus dem Leben gegriffene Fragen, die in der Aufführung das grössere Gewicht haben werden – besonders die Fragen rund um Partnerschaft und Ehe. Oder schlagend einfache Fragen wie: Wissen Sie, was Sie brauchen?

Denn Frisch belies es nicht bei dem einen, bis heute bekanntesten Fragebogen. Er hat sich immer wieder neu an der Form gerieben. Ihm, dem zeitlebens Fragenden und In-Frage-Stellenden, muss das Genre entsprochen haben. Da tauchen dann Fragen auf zum Humor, zu Geld und Eigentum, zur Heimat, zur Hoffnung oder zur Freundschaft.

Halten Sie sich für einen guten Freund?
Was empfinden Sie als Verrat: a) wenn der andere es tut? b) wenn Sie es tun?
Wie viele Freunde haben Sie zur Zeit?

Und schon steckt man unausweichlich drin in Frischs insistierendem Frageton, der kein Kneifen erlaubt, der zumindest scheinbar Aufrichtigkeit verlangt und der keine Abgründe auslässt – vor allem eben dann, wenn es um Frischs Lieblingsthema geht: die Ehe, mit Vorliebe die missglückte.

Haben Sie Ihre Lebensgefährtin gewählt?

In welchen der beiden Fälle sprechen Sie liebevoller von einer vergangenen Partnerschaft: wenn Sie eine Frau verlassen haben oder wenn Sie verlassen worden sind?

An solchen Stellen beginnt Frischs penetrante Fragerei manchmal aber auch zu nerven. Zum einen darum, weil er seine eigenen Lebens-Fragen unverblümt zu unseren macht – Frischs wechselnde und strapaziöse Frauen- und Eifersuchts-geschichten haben ihren unverkennbaren Niederschlag in den Fragebögen gefunden. Zum andern nervt der ausschliesslich männliche Blickwinkel, den Frisch einnimmt. Freunde sind für ihn fraglos Männerfreunde – die sich allerdings feind werden, auch mal «die Frau ausspannen» oder «eine neue Gefährtin nicht integrieren» können. Geldfragen sind für ihn ebenso fraglos Männerfragen.

Möchten Sie eine reiche Frau?

Möchten Sie von einer Frau ausgehalten werden?

Die Frau wird nicht gefragt.

Ein zweites, besseres Leben

Ein Männerabend, das wird's schon werden, sagt Marcus Schäfer. Aus Männerperspektive ist auch jenes Stück geschrieben, das zwischen die Fragebogen eingespannt wird: *Biographie. Ein Spiel*. In diesem Gedankenexperiment von 1967 lässt Frisch einen Professor namens Kürmann sein Leben nochmals neu versuchen – mit dem Ziel, die unselige Ehe mit Antoinette beim zweiten Anlauf zu vermeiden. Das ist allerdings leichter gehofft als getan – Frisch treibt Figuren und Zuschauer in seiner virtuoson Schicksals-Wort-Mechanik wie in einem Laufrad herum.

Und die Regie treibt ein zusätzliches Identitätsspiel – unter anderem mit mehreren Antoinettes. Schauspiel- und Tanzensemble arbeiten dafür zusammen und bespielen unter der Regie von Katja Langenbach und in Choreografien von Marco Santi beide Theatersäle der Lokremise. Bis hin zu den letzten Fragen, die sich mit der letzten aller Fragen beschäftigt, mit dem Tod.

Haben Sie Angst vor dem Tod und seit welchem Lebensjahr?

Was tun Sie dagegen?

Warum weinen die Sterbenden nie?

Fragebögen I – XI

Freitag, 1. November (Premiere),
Theater St.Gallen, weitere Vorstellungen
bis 26. November
theatersg.ch

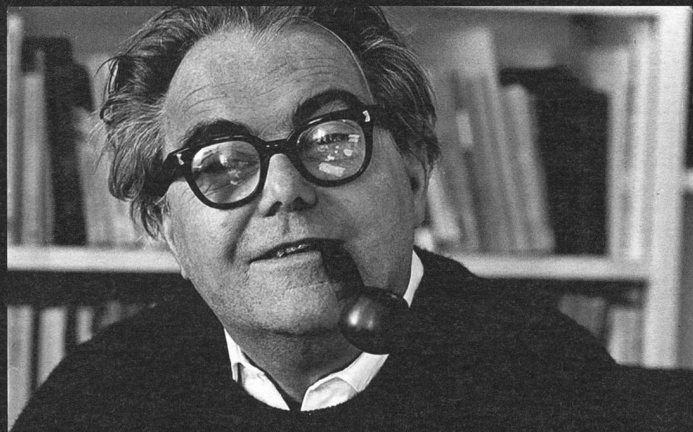


Bild: pd

Der wiedergeborene Postpunk-Crooner

Falling And Laughing hiess 1980 seine erste Single mit Orange Juice. Und jetzt kommt er, erstmals seit seinem fürchterlichen Fall, in unsere Gefilde und singt mit breitem Lachen «I feel alive, I feel reborn»: Edwyn Collins. von Marcel Elsener



Bild: Alex Lake

Edwyn Collins in Dornbirn, das ist eine herzerreissende Freude, zumal man kaum noch damit rechnen konnte, dass der Mann nochmals auf Tournee gehen würde.

Was heisst touren, das ist noch der kleinste Teil einer Wiederbelebung, die einem Wunder gleicht. Edwyn Collins war nach seinen zwei Schlaganfällen im Februar 2005 auf der rechten Körperseite gelähmt, konnte nicht mehr gehen, nicht mehr lesen und schreiben, nicht mehr sprechen. Sechs Monate lang war er im Spital, litt an Aphasie, wie die Krankheit im Fachjargon heisst. Die Ärzte gaben ihm wenig Chancen, doch seine Frau und Managerin Grace Maxwell forderte und förderte ihn mit hartnäckigster Liebe, bis er tatsächlich wieder ans Singen glauben durfte.

Das ist kein Märchen – auch wenn Grace Gnade, Gnadenfrist heisst – sondern bedeutet beharrliche Arbeit. Die BBC-Dokumentation *Home Again*, erzählt von Alex Kapranos (Franz Ferdinand), zeigt auf berührend unsentimentale Weise Collins' beschwerlichen Weg bis zum ersten Bühnenauftritt in London, begleitet von Freunden wie Roddy Frame (Aztec Camera). Kaum ein Musiker hat innerhalb der neid- und spottvollen britischen Szene soviel Achtung gefunden wie der wegweisende Postpunk-Gitarrist, Mitbegründer des ersten schottischen Indielabels *Postcard* und Produzent von Vic Godard, Robert Forster, Little Barrie oder The Cribbs.

Rip It Up

Oh ja, Collins ist der Musiker, der *Rip It Up* geschrieben und dem Standardwerk von Simon Reynolds über jene Ära den Titel gegeben hat (*Rip It Up And Start Again*), und natürlich ist wenn nicht sein Name, so doch sein Welthit *A Girl Like You*

(1994) einem breiten Publikum ein Begriff. Der 54-jährige Edinburgher steht für eine unnachahmliche Verbindung von Schrammelgitarren und Disco-Funk, von Velvet Underground und Chic, sein Bariton oft nah am gefährlich einlullenden Schmusegesang, den die Angelsachsen Crooning nennen. Doch man braucht nicht in der Vergangenheit zu wühlen, um die drei Alben, die Collins seit seinen Hirnblutungen veröffentlicht hat, als unglaublichstes Comeback der Rockgeschichte zu würdigen.

Es geht nicht um Mitleid, nicht um Musik als heilende Kraft, und blabla weiter. No bullshitting – der Mann ist als sarkastischer Romantiker bekannt, der nie den einfachen Weg suchte; immerhin figuriert unter seinen vielen Kooperationen auch ein gewisser Mark E. Smith, mit dem er 1997 eine *Seventies Night* besang. Aber es geht sehr wohl um Empathie und das Bewusstsein, dass die Kunst einen tieferen Sinn erhalten kann, wenn man sie als Knapp-dem-Tod-Entronnener neu erobern kann. Auf *Understated*, Collins' jüngstem Album, ist jeder Song eine Feier des Lebens, der Liebe und der Wahrnehmung, mit lediglich halber Erinnerung. Ein gradlinigeres, einfacheres, mitreissenderes Rockalbum ist lange nicht erschienen; die (zwangsläufig) grandios schlichten Texte und die für Collins typischen Northern-Soul-, Folk- und Country-Anklänge gehen direkt ins Herz – und sind doch bester Rock'n'Roll. Wer das nicht spürt, hat noch nie eine richtige Träne vergossen. Dabei kann er die Gitarrenakkorde mit der linken Hand zwar greifen, braucht aufgrund des gelähmten rechten Arms mit zur Faust geballter Hand aber im Studio die Frau oder Freunde zum Anschlagen. Und auf der Bühne braucht er einen Gehstock – zum schiefen Gang und Stand.

Eine Umarmung

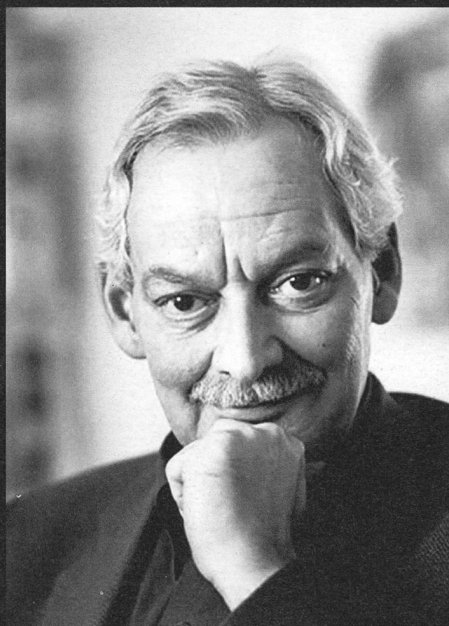
Das wird ein grosser Konzertabend, man hofft auf all die neuen Songs und weiss, dass die alten dabei sind, sogar *Blue Boy* – vielleicht. Und es kommt mir eine unverhoffte Umarmung in den Sinn: Am 19. November 2010 durfte ich im Flughafen Kloten Daniel Treacy abholen und zum Konzert ins Palace fahren. Ich war nervös: In welchem Zustand würde der TV-Personalities-Kopf einfliegen, nach all seinen Drogenabstürzen, psychischen Ausfällen, Aufgehalten in Kliniken und im Gefängnis? Treacy, jahrelanger Fixstern meiner Jugend, mit drei Mitmusikern in meinem Opelchen? Und was – das launische Genie sollte nicht schon auf der Hinfahrt vergrault werden – was nur sollte ich für Musik spielen? Ich entschied mich eher zufällig für Edwyn Collins: *Loosing Sleep*, das damalige Album mit den Vögeln auf dem Cover, mit denen sich der begnadete Illustrator ins Leben zurück gezeichnet hatte.

Es dauerte nicht einen Song, bis Dan Treacy mit seiner komisch-kindlichen Stimme seine Begeisterung äusserte und bewegt erzählte, wie sie sich mochten und er sich jüngst freute, Edwyn bei einem Konzert in einem Londoner Plattenladen zu sehen, wie er ihn umarmte und beglückwünschte. Dass Treacy im Palace eine tragische Figur abgab und ein Jahr später selber eine Hirnblutung erlitt, die ihn fast das Leben kostete, ist eine andere traurige Geschichte. Aber auch sie könnte, nichts ist unmöglich, eine wundersame Wendung nehmen.

Edwyn Collins im Conrad Sohm, Dornbirn, Mittwoch, 13. November, 20 Uhr; Support Rachel Sermanni. Collins' jüngstes Album *Understated* ist im März auf AED/Rough Trade erschienen.

Man hat uns den Teppich weggezogen

Verortung – Eine kritische Bestandsaufnahme
der globalisierten Beliebigkeit. Und eine
Parteinahme für die «zweite Wirklichkeit» der Literatur.
von Jochen Kelter



Jochen Kelter (Bild: pd)

Mitunter, wenn ich mich in Paris aufhalte, frage ich mich im Halbschlaf oder einer Art Wachtraum: Was machst du hier eigentlich? Warum bist du hier? Dann kann ich mir mit Rückgriff auf die rationale Seite meines Bewusstseins meistens sehr rasch vorhalten, dass ich die grosse Stadt als Kontrast oder Ergänzung zu meinem Leben in der Schweizer Provinz beinahe wie die Luft zum Atmen brauche, dass ich die andere Sprache wie eine Katalyse zur distanzierenden Überprüfung, zur Desinfizierung meiner Muttersprache benötige, dass ich nie nur auf eine Heimat festgelegt sein wollte. Ich kann mir hererzählen, wie es zu dem zweiten Lebensort, und zwar in Paris und nicht andernorts, gekommen ist, dass ich diesen Versuch, zwei Orte zu leben, zwei Länder, zwei Mentalitäten, zwei Wahrnehmungsarten seither gegen manchen Verdruss mit französischen Behörden, Banken, Handwerkern und Gewohnheiten durchgehalten habe. Dass man, wenn man an zwei Orten lebt, ja auch zwei Wahrnehmungen von Distanzen, zwei unterschiedliche Möglichkeiten lebt, sich von einem Ort fortzubewegen. Ich bin in einer Stunde und zwanzig Minuten in Brüssel, in zwei Stunden in Poitiers, in drei in Marseille.

Aber auch «daheim» in meinem thurgauischen Dorf am See schreckt mich hin und wieder die Frage aus dem Halbschlaf, was ich hier denn treibe, was mich hier festhält, warum ich hier bin. Und hier an meinem ersten Ort kann ich die Fragen nicht so leicht auflösen wie dort in Paris. Obgleich ich mir ja die fremde Heimat, das ist lange her, teuer und gegen allerlei Widerstände erstritten habe, sie längst zur Heimat und nun indessen auch ein wenig zur heimatlichen Fremde geworden ist. Das mag vorab damit zu tun haben, dass ich nicht mehr nach Bern, Genf oder London reisen muss, keine Sitzungs- und Ortstermine mehr wahrnehme, keine Kommissionen und Vorstände mehr präsidiere. Dass ich es so eingerichtet habe, dass ich nach und nach die Verfügung über meine Zeit zurückge-

wonnen habe und nun also beinahe vollständig so leben kann, wie es mir gefällt: schreiben, lesen, reisen zum Vergnügen. Nur ausschliesslich mit dem, was in normalen Berufen Ruhestand genannt wird, ist meine Irritation dann indessen doch nicht zu erklären.

Die uns aufgedrückte Vereinzelung

Biografien, Lebensläufe altern wie Körper und Geist. Wir müssen aufpassen,

dass wir unsere Biografien nicht zu früh als abgeschlossen betrachten und gleichsam verlassen. Wir müssen achtgeben, dass wir uns nicht selbst auf einen Lebenslauf festlegen, der ja nicht zu Ende gelebt ist, sondern sich nach wie vor ändert. Was also gefällt mir ausser dem Schreiben, den Reisen, der Lektüre? Meine Umgebung wohl kaum, die gefällt mir zunehmend weniger. Die hat sich in den vergangenen zwanzig Jahren gründlicher verändert als in allen Jahren zuvor. Ich könnte fortgehen, nichts hält mich wirklich an den Orten, an denen ich lebe. Dass man «alte Bäume nicht verpflanzt», könnte ja eine blosser Schutzbehauptung sein. Nur fürchte ich, dass ich keinen Ort kenne, an dem es grundsätzlich anders bestellt wäre. Mir geht es nicht wie einem verstorbenen Freund, der sich in seiner Umgebung, in die er jung geraten war, zeitlebens unbehaglich fühlte. Ich habe mich hier durchaus heimisch gefühlt, so lange ich gespürt habe, dass sich meine Umgebung, dass sich die Gesellschaft, in der ich lebe, zum, wie ich glaubte, Besseren verändern liesse. So lange ich das Gefühl hatte, nicht allein oder doch beinahe allein zu sein. So lange ich mich in informellen Strukturen, Netzwerken, Bekanntenkreisen und täglichen Gesprächen bewegt habe. Die aber existieren alle nicht mehr. Die hat die Bildungsreform zerstört, die Machbarkeitsstudie, rasche Rendite, das Arbeitstempo, die Gewinnmaximierung, das iPhone und das Internet, die uns aufgedrückte Vereinzelung. Man hat uns buchstäblich den Teppich unter den Füßen weggezogen.

Die Mehrheit wünscht sich laut einer repräsentativen Umfrage (in Deutschland) eine andere Wirtschaftsordnung, aber die seit fünfundzwanzig Jahren herrschende, vorab die Finanzindustrie, lässt nicht zu, dass wir aus dem Tretrad abspringen. Ein Österreicher namens Felber preist seit ein paar Jahren seine Ideen einer «Gemeinwohlökonomie» wie einen archäologischen Fund oder schon wie eine sensationelle Neuentdeckung an. In seinen Vorstellungen spielen Kooperation, Solidarität und Menschenwürde tragende Rollen, obwohl diese sich in der Bilanz eines Unternehmens nicht niederschlagen. Eine türkische KV-Absolventin in Zürich wendet sich, angewidert vom hohlen Materialismus ihrer Altersgenossen, dem Islam zu, verschleiert sich und reist, wahrscheinlich die sensibelste ihrer Klasse, schliesslich in die Türkei, um in einer Koranschule zu studieren. So weit sind wir geraten.

Sprachen sind Wanderdünen

Ich bin in einer hybriden Biografie verortet, und das wird sich kaum noch ändern. Ich habe das Land und die Nationalität gewechselt und noch ein Land dazu genommen. Und ich bin, schon von Berufs wegen, in Sprache daheim, in hybrider Sprache. Der deutschen vorab mit ihren vielen Facetten. Den Schweizer Dialekten, die meine Mutter- oder Vatersprache, aber wohl eher: die Sprache, die zu beherrschen ich in der Schule gelernt habe, unterminiert und aufgemischt haben. Die sie verunsichern und bereichern, die sie relativieren. Ich habe gelernt, mich in der Mundart einzukapseln, dass mich keiner mehr heraushört. Ich kann mich im Französischen so verstecken, dass keiner um mich herum etwas bemerkt. Tagelang, wochenlang. Grundiert von einem Hochdeutsch, das sich ausserhalb meiner Lebensräume bei jüngeren Zeitgenossen unablässig verändert. Wie das Französische, in der meine Art, mich auszudrücken, irgendwann anfang, salonhaft oder altmodisch zu klingen. Wie die Mundart, in der ich einmal Ausdrücke gelernt habe, die heute kaum noch einer kennt. Selbst das Englische oder Italienische, derer ich mich heute sehr viel seltener bediene, wirken auf das ein, was ich verschwommen denke und sodann sprachlich formuliere. Sprache ist eine Wanderdüne. Und ich bewege mich in diesen Dünen aus verschiedenen Sprachen und ihren Bewegungen.

So ist auch meine Biografie, so sind unsere Biografien Wanderdünen. Virtuelle Lebensläufe, von bebilderten Erinnerungen und Worten begleitet, gleichen sie, sobald wir sie in Sprache formulieren, verwackelten Bildern. Einmal tritt diese Begebenheit, ein anderes Mal jenes Faktum oder jene Erinnerung an ein Faktum stärker hervor. Und was sind schon Fakten? Ebenfalls undeutliche, verwackelte Bilder, die sich so oder so deuten lassen, so oder anders aus unserer Erinnerung auferstehen, der kaum je wirklich zu trauen ist. Die in Sprache übersetzt werden müssen, um Gültigkeit oder scheinbare Gültigkeit zu erlangen. Die sich den jeweilig vorherrschenden Bedürfnissen unserer Person anschmiegen, den zu einem bestimmten Zeitpunkt wichtigen Deutungen und Bedeutungen Vorrang einräumen. So wie ich einmal verstanden habe, dass Erinnerung und Biografie unsicheren Grund darstellen, muss ich mich erneut übersetzen, in die Sprache der Literatur oder in eine literarische Sprache. So kommt es zu dem Diktum von Jean Paul, nach dem «Literatur (man könnte auch sagen: Kunst) die einzige zweite Wirklichkeit in der hiesigen» ist. Aber auch die Literatur ihrerseits ist lebenszeitlich gefärbt. So überlebt sich Geschlecht um Ge-

schlecht. Und vieles aus lange vergangener Vergangenheit wird selbst im sprachlichen Gefäss der Literatur unverständlich und versinkt.

Beliebigkeit, hier wie dort

Ich lebe in zwei geografischen, meteorologischen, erdzeitlichen Räumen. In der Pariser Senke, die, aufgefüllt mit Stein, Stahl und Beton, im Sommer zum Glutkasten wird. In der Stadt Paris, die, unter jeder Stadtregierung egal welcher Couleur, alles daran setzt, immer konformistischer zu werden, sich dem Mainstream endgültig gleichzuschalten. Die Touristen mit Frass abfüttert. An jeder Ecke eine Supermarktfiliale eröffnet, die bis Mitternacht geöffnet hat, und damit den

Hier im Thurgau herrscht die
Kultur der Agglo, weder urban noch
ländlich, ein Siedlungsbrei
mit Kunst im Kreisel in Form von
Dreschflegeln, Fischerbooten und
anderem obsoleten Gerät.

Araber an der Ecke verdrängt, der schon um zehn schliesst. Die alles ins Abseits gestellt hat, was sie einst vor anderen Orten auszeichnete: Nonkonformismus, Lebensfreude, eine eigene Musik, anarchistische Lust, Insubordination bei jeder sich bietenden Gelegenheit, Individualismus nicht im Konsum, sondern in der Art, ein Leben zu leben. Und somit ganz folgerichtig und selbstverständlich der Kunst und den Künstlern, der Literatur und ihren Schöpfern Gastrecht bot. Was könnte ein Baudelaire'scher Flaneur heute hier beobachten, das nicht aus jeder beliebigen Grossstadt zu berichten wäre? Paris verwandelt sich mit grosszügiger Unterstützung des jeweiligen Präsidenten der Republik in ein Museum, das ist fortan die wichtigste Industrie der Stadt. Die ansonsten eine Verwaltungs- und Dienstleistungsmetropole wie jede beliebige andere ist.

Zum anderen lebe ich im Süden Mitteleuropas, in der Bodenseeregion, den alemannischen Stammlanden, dem Herz des mittelalterlichen alemannischen Raums, der sich, zumindest auf Schweizer Seite, in den letzten vierzig Jahren stärker verändert hat als in den hundertfünfzig Jahren zuvor. Hier herrscht die Kultur der Agglo, weder urban noch ländlich, sondern landfressende Lepra, ein Siedlungsbrei mit eingebauten Strassenkreisel und Kunst im Kreisel in Form von Dreschflegeln, Fischerbooten und anderem obsoleten Gerät.

Oder aber mit Artefakten, die die öffentlichen Hände und Hirne als zumindest der Kunst ähnlich erachten. Oder aber mit gemeisselten, gedrechselten, geschweissten, gemauerten Rätseln, die sich weder dem vorbeirauschenden Autofahrer, noch dem Betrachter vom Velo oder zu Fuss erschliessen. Alle abstossenden Siedlungsscheusslichkeiten dieses und des letzten Jahrhunderts sind hier versammelt. Die Raffgier, die Konsumgeilheit toben sich, gepaart mit dem irregeleiteten Geschmack und dem «Mir kann keiner»-Individualismus, des entfesselten Kleinbürgertums und des Protzbürgers in der Agglo aus. Das alles zusammen überzieht das Land mit Supermärkten, Autowaschanlagen, Badewelten, Chalet-Imitaten, Diskotheken, Speditionsfirmen, Lagerhäusern,

Die Stadt Paris hat alles ins
Abseits gestellt, was sie einst aus-
zeichnete: Nonkonformismus,
Lebensfreude, anarchistische Lust,
Individualismus nicht im
Konsum, sondern in der Art,
ein Leben zu leben.

Wohnblöcken, säulengeschmückten Villenverschnitten, Oktoberfesten, Weinfesten, Fischerfesten, windigen Einkaufsmeilen, Blumenkübeln, Wellnesswelten, Autogeschäften, Jazzmeilen, Stadtläufen, Imbissbuden, Thai-Restaurants, Möbeldiscountern und Massagesalons.

Heimisch in der Nische

Ich weiss nun, was mich am frühen Morgen im Halbschlaf umtreibt, kenne inzwischen die Antworten auf meine Fragen und warum ich sie mir instinktiv gestellt habe. Man hat uns den Boden unter den Füßen weggezogen. Meine Lebensmittelpunkte sind nach wie vor hier und in Paris. Aber das hat fortan kaum noch Bedeutung. Meine Adresse hier wie dort hat formalen Charakter. Dahinter stehen weder Notwendigkeit noch Überzeugung. Ich versuche, die Sommer am See zu geniessen, die kulturellen Angebote der Grossstadt zu nutzen, so sie mich nicht verstaubt oder museal anmuten. Aber ich glaube kaum noch, gerade dort oder gerade hier Entscheidendes über die Existenz, das Leben und die Gesellschaft zu erfahren. Die gleichen Kräfte, die Menschenströme von einem Ort zu einem anderen strömen lassen, die den Erdball planieren, haben mich entwurzelt. Nicht ökonomische Zwänge, sondern die Diktatur der Gleichmacherei und Verwüstung im buchstäblichen Sinn, die gleichmachende Globalisierung

von Konsum und Profit haben mich heimatlos gemacht. Leben aus zweiter Hand. Und so soll es ja sein, wo es nach den Herren der Welt geht (und nach denen geht alles), dass wir global heimatlos sind, jederzeit und überall zu gleichen Bedingungen verfügbar.

Stärker als in früheren Zeiten versuche ich, Sprache zu meiner eigentlichen, der wirklichen Heimat zu machen, suche ich, in sie einzubürgern, was mir überall, wo ich hingerate, auffällt, und dabei auch wieder sehen und lesen zu lernen. Kein Schielen nach dem erfüllten Leben, dem Glück. Stattdessen Leben noch einmal und nun wirklicher als in der Realität, die uns je länger, desto mehr nur noch Oberflächen anbietet, aus Sprache, aus Städten und Landschaften. Abziehbilder einer virtuellen Wirklichkeit. Damit lasse ich mich naturgemäss auf eine Existenz als Kleingewerbler ein. Denn auch auf dem Feld der Kunst hat man uns den Teppich unter den Füßen weggezogen, wir sinken im Treibsand ein. Und wer nicht instinktiv auf Kunstgewerbe umgesattelt hat, da uns Dekorationskitsch als Kunst, das Vaudeville als ernstes Theater und Unterhaltung als Literatur weisgemacht wird, wie es unlängst ein Rezensent über den neuen Roman «F» von Daniel Kehlmann gesagt hat: «ein Roman, der sich wie von selbst liest» – wer sich gegen all das wehrt, riskiert, in einer Nische zu landen. Ich möchte nichts schreiben, das «sich wie von selbst liest». Nischen aber, so lerne ich, sind unter den gegebenen Umständen nicht das Schlechteste.

Jochen Kelter, 1946, lebt als Lyriker, Erzähler und Essayist in Ermatingen TG und Paris. Bis 2010 war er Präsident der Urheberrechtsgesellschaft ProLitteris in Zürich. Letzte Buchveröffentlichung: *Der Sprung aus dem Kopf – Essays und Texte 1981 – 2011*, München 2012.

Für die nächsten 100'000 Jahre

Edgar Hagen (*Someone Beside You*) sucht im Dokumentarfilm *Die Reise zum sichersten Ort der Erde* nach einem Endlager für Atommüll – unideologisch und mit unerschütterlichem Glauben an ein Publikum, das selber denken kann.
von Geri Krebs



In der Wüste Gobi (Bild: pd)

Über 350'000 Tonnen hochradioaktiver Abfälle lagern heute über die ganze Erde verteilt in provisorischen Lagerstätten, zum Teil unter haarsträubenden Bedingungen unter freiem Himmel. Jedes Jahr kommen 10'000 Tonnen mehr dazu. 57 Jahre sind mittlerweile vergangen, seit im britischen Sellafield das weltweit erste AKW ans Netz ging, und doch gibt es bis heute keinen einzigen Ort auf dem Planeten, wo dieser gefährliche Müll sicher und dauerhaft ver- und entsorgt werden könnte. Von England nach China, von dort in die USA, schliesslich wieder nach Europa, nach Schweden, Deutschland und in die Schweiz führt die Reise des Basler Regisseurs Edgar Hagen und seiner beiden Kameramänner Peter Indergand und Ramon Giger. Sein vorläufiges Ende findet der beklemmende Trip in China, jenem Land, das derzeit die Atomtechnologie ausbaut wie kein anderes, und wo in einem entlegenen, von Nomaden bevölkerten Gebiet der Wüste Gobi die Bohrungen nach einem möglichen Standort für ein Endlager vorangetrieben werden.

«Dann fängt man wieder von vorne an»

Begleitet wird Edgar Hagen hier, wie an den meisten Stationen seiner Reise, vom Nuklearphysiker Charles McCombie. Der heute 68-Jährige gilt international als Kapazität. Seit 35 Jahren sucht er wissenschaftlich seriös und doch mit ungebrochenem Glauben an die Atomtechnologie auf der ganzen Welt nach einem sicheren Ort für Endlagerung hochradioaktiver Abfälle – und antwortet auf die Frage des Regisseurs, was denn passiere, wenn man die Suche nach einem Standort abbrechen müsse, ungerührt: «Dann fängt man irgendwo anders wieder von vorne an».

Für so manche Schwarz-Weiss-Seher mag Edgar Hagens Haltung, seinem Protagonisten Charles McCombie fair und unideologisch gegenüberzutreten, ein harter Brocken sein. Doch ähnlich wie schon *Into Eternity* – jenem 2010 am Filmfestival «Visions du réel» von Nyon mit dem Haupt-

preis gekrönten Dokumentarfilm des Dänen Michael Madsen über den Bau eines Endlagers für hochradioaktive Abfälle in Finnland – stellt auch Edgar Hagen in seinem Film einfache Fragen. Im Gegensatz zu *Into Eternity* enthält sich *Die Reise zum sichersten Ort der Erde* aber jeglicher visueller Überhöhung der Tatsache, dass die zeitlichen Dimensionen bei der Nukleartechnologie jedes menschliche Vorstellungsvermögen übersteigen. Und doch schafft Hagen es an einigen Stellen, sichtbar zu machen, womit wir es zu tun haben – auch wenn der Atomausstieg kommt. Denn der Atommüll strahlt so oder so für die nächsten 100'000 Jahre.

Kohle aus Kolumbien

Was den Atomausstieg betrifft, sieht Edgar Hagen von einer Stellungnahme ab – man könnte aber beispielsweise darauf hinweisen, dass in unserem nördlichen Nachbarland als Ersatz für stillgelegte AKW Kohlekraftwerke zum Einsatz kommen. Da in Deutschland aber keine Kohle mehr abgebaut wird und auch die europäischen und russischen Freunde diesen Rohstoff nicht mehr in grossem Umfang und billig liefern, ist man dazu übergegangen, Kohle zu Dumpingpreisen aus weit entfernten Weltgegenden zu importieren. Zum Beispiel aus Kolumbien. Dort wird Kohle im Tagbau gewonnen, ganze Landstriche werden dabei verwüstet und in einem Ausmass verseucht, dass daneben jene Bilder, die man 1990 nach dem Zusammenbruch des Kommunismus von den Kohleabbaugebieten aus Ländern wie Rumänien oder der DDR sah, wie ein Idyll erscheinen. So weit ein kleiner Exkurs aus Edgar Hagens Film – der im Übrigen einen Satz, der in den 1970er-Jahren so manche WG-Küche zierte, aktueller denn je macht: «Ihr geht mit dieser Erde um, als ob ihr noch eine als Reserve hättet.»

Genaue Spieldaten siehe Kalender und kinok.ch.

FILM

Josef Felix Müller erhält am 5. November von der Stadt St.Gallen den Anerkennungspreis – dies ausdrücklich für seinen Verlag vexer. Eine Würdigung von *Corinne Schatz*.



Josef Felix Müller, 2012 in der Propstei St.Peterzell.
(Bild: Vanja Hutter)

Nicht dass es nicht genügend weitere Aktivitäten gäbe, durch die Josef Felix Müller in über dreissig Jahren die Kulturszene in St.Gallen nachhaltig bereichert hätte. Möglicherweise hat das neue Label «Buchstadt» dazu geführt, den Schwerpunkt auf den Reichtum seiner verlegerischen Schöpfungen zu legen. Ausdrücklich erwähnt die Stadt, dass es in St.Gallen an Verlegern mangelt. Nachdem die Erker-Galerie nach jahrzehntelangem Wirken ihre Editionen und bibliophilen Bücher mit internationalen Künstlern und Dichtern eingestellt hat, der Sabon Verlag ebenso wie jener von Ivo Ledergerber aufgegeben wurde, ist diesen Sommer nun auch noch das letzte Typotronheft von Rolf Stehle erschienen. So bleibt neben dem vexer Verlag noch die Verlagsgenossenschaft, die 1979 vom mehrfach – im letzten Jahr ebenfalls mit dem Stadt St.Galler Anerkennungspreis – ausgezeichneten Buchgestalter Jost Hochuli mitgegründet wurde.

St.Gallen scheint also eher eine Stadt der Buchgestalter als eine der Verleger zu sein. Grund genug, diese zu pflegen und zu ehren. Vielleicht inspirierte die Jury aber auch die wunderbare Ausstellung, die im vergangenen Jahr in der Propstei St.Peterzell das gesamte, in 27 Jahren entstandene Verlagsprogramm lustvoll vor den Augen des Publikums ausbreitete.

Vermittler auf allen Kanälen

Entstanden ist der vexer Verlag 1985. Im selben Jahr nahm die St.Galler Kunsthalle ihren Anfang, deren Mitgründer und Hauptinitiator sowie erster Kurator Josef Felix Müller war. Es gehört zu den Besonderheiten seiner Persönlichkeit, dass er bereits in der Anfangszeit, als sein eigenes Schaffen sich erst noch formen und festigen musste, bereits die Auseinandersetzung mit anderen Ausdrucksformen und Kunstschaffenden suchte. Diese Offenheit und Neugier führte ihn schon 1980 zur Eröffnung der St.Galerie, der Schaufenstergalerie an der Zürcherstrasse, einer kleinen, aber fruchtbaren Oase für den künstlerischen Aufbruch der achtziger Jahre. Viele heute (welt-)bekannte Schweizer Künstlerinnen und Künstler pilger-

ten damals nach St.Gallen, und Roman Signer führte hier zum ersten Mal eine Aktion vor Publikum vor. Müllers wichtigster Antrieb aber war der Wunsch, seine Entdeckungen mit anderen zu teilen und dem damals in St.Gallen nicht gerade kunstverwöhnten Publikum die aktuelle Kunst zugänglich zu machen. Mit der gleichen Leidenschaft folgten kurz darauf die Mitorganisation der beiden «Szene»-Ausstellungen und die Gründung der Kunsthalle und des Verlags.

So nahm gleichzeitig mit der Karriere von Felix dem Künstler auch jene von Felix dem Kurator, Felix dem Vermittler, Felix dem Kulturpolitiker und Felix dem Verleger ihren Anfang. Die vielen Aspekte seiner Persönlichkeit und seiner Tätigkeiten sind bis heute untrennbar miteinander verwoben.

Vielfalt und Sorgfalt

Die verlegerische Reise begann mit einer losen Folge von zehn kleinen, sorgfältig gestalteten Heften. Neben den Büchern erscheinen seit Beginn auch Multiples und Editionen, Filme und Tonträger. Beispiele sind die Aufnahme des Konzerts *Draht* 1987 von Norbert Möslang und Andy Guhl, mehrere Multiples von Ian Anüll oder Dada-Texte und -Musik mit Peter Schweiger und Petra Ronner (*Balladada*, 2013). Die erste Monografie über Roman Signer erschien 1988 ebenso selbstverständlich bei vexer wie die Gesamtausgabe seiner Super-8-Filme von 1975–89. Auch literarische Werke gehören dazu, zum Beispiel die vielbeachteten Lauftexte und das vor kurzem erschienene Buch *Klartext – Fragen an meine Eltern* des Filmemachers Peter Liechi.

Charakteristisch ist die Gestaltung der Bücher. Form, Format, Einband, Papier, Schrift und Typografie zeugen von grösster Sorgfalt. Ob ein schlichtes Heftchen, lose Blätter mit einfacher Heftklammer oder ein aufwendig gestaltetes Buch – im Zentrum steht immer die Stimmigkeit in Bezug zum Inhalt.

Will man rote Fäden finden in der Vielfalt des Programms, dann steht der Kontinuität in der Zusammenarbeit mit einzelnen Kunstschaffenden sicherlich der Mut gegenüber, neuen und auch ganz jungen Stimmen Raum zu geben. Als weiterer gemeinsamer Nenner erscheint mir, dass sich Josef Felix Müller für die Denksysteme anderer Kunstschaffender interessiert. Zahlreiche Bücher breiten eine Art Vokabular aus, das die Grundlage, sozusagen den Urgrund ihrer künstlerischen Arbeit darstellt und einen Blick in die tieferen Schichten ihres Denkens gewährt.

So war und ist der Name des Verlags zugleich Programm: vexer – französisch für necken, irritieren, provozieren, ja manchmal sogar ärgern, auf jeden Fall geistig und emotional bewegen. Der Verlag vexer steht aber auch für eine Faszination, der man unentrinnbar anheim fällt – und der man sich noch so gerne und immer wieder hingibt.

Preisverleihung: Dienstag, 5. November, 18 Uhr
Palace St.Gallen

Sabina – ein Mädchenleben



Herbert Maeder: Sabina an der Kletterstange.

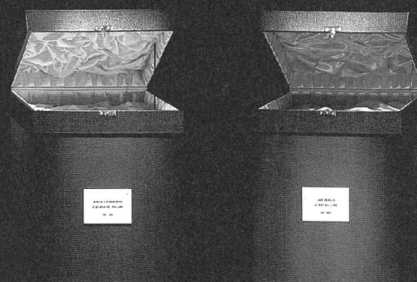
Herbert Maeder, der Fotograf aus Rehetobel, stellt an seinem Wohnort aus, in der Galerie Tolle – Art & Weise. Die kleine Schau, die in Zusammenarbeit mit der Kulturkommission Rehetobel entstanden ist, setzt einen Kontrapunkt zu dem, was man vom Fotografen bereits kennt: Afghanistan, Appenzelerland, Gesellschaftsreportagen, Berge, Wasser.

Herbert Maeder selbst findet, diese Ausstellung sei seine bisher beste. Jedenfalls sind es die persönlichsten und intimsten Bilder, die er je veröffentlichte: Aufnahmen seiner Tochter Sabina, Bilder einer Kindheit. Auf den ersten Blick sind sie unspektakulär. Beim zweiten Hinsehen aber wird klar, was Maeder meint: Es geht um die Essenz. Um das Leben an sich. Maeders Bilder offenbaren immer etwas vom Geheimnis des Lebens, ohne es zu verraten. In Sabina fand er dafür sein bestes Sujet. In der Galerie wird ergänzend eine Tonbildschau projiziert: Eine Auswahl aus den 3575 Aufnahmen, die von der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden digitalisiert und dokumentiert worden sind. Hanspeter Spörri

Galerie Tolle – Art & Weise, Rehetobel,
bis 27. November.
tolle.ch

Weiss auf schwarz Die Geschichte von den ungleichen Schwestern

«Männer sind ohne Geheimnis», lässt Jane Bowles eine ihrer Romanfiguren sagen. Was immer die 18 Frauen in meinem Environment «Das Damenzimmer» unterscheiden mag, eines haben sie gemeinsam: Es sind Persönlichkeiten, die zu verschiedenen Zeiten meines Daseins meine Phantasie beflügelt und angeregt haben. Persönlichkeiten, die dank ihrer Talente zum Teil bereits zu Lebzeiten Schlüsselfiguren, ja Legenden geworden sind. Auf manche von ihnen bin ich bereits als junges Mädchen gestossen, einige wenige habe ich persönlich gekannt, aus der Nähe oder aus Distanz, und jede dieser Hochbegabten hatte mindestens ein Geheimnis.



Aus: Manon: Damenzimmer.

Der ganz persönlichen und subjektiven Auswahl hätte ich liebend gern noch weitere HOMMAGES beigefügt: An Sonja Delaunay. An Katherine Mansfield für ihre präzise Sinnlichkeit. An Bette Davis für ihre Margot Channing in «All about Eve». An Virginia Woolf. An Maria Callas. An Hilde Spiel für die Lisa aus «Lisas Zimmer». An Wanda Osiris für ihr dramatisches Make-up. An Ingeborg Bachmann für einen ganz bestimmten Fernseh-Auftritt. An May Zetterling, An Mae West für ihre Intelligenz. An Simone de Beauvoir für die Schönheit ihres Gesichts. An Jeanne Moreau für ihre Liebe zu den Büchern und für ihre Jeanne Tournier in «Les amants». An Silvana Mangano für ihr geistreiches Profil in «Oedipo re». An Marlene Dietrich. An Mme Grès für ihre unglaubliche Eleganz. An Lou Andreas Salomé. An Marguerite Duras für die Musik in ihrer Sprache. An Misia Sert für ihren Kunstverstand. Und... Und...

Sollte ich eines Tages Gelegenheit haben, all diesen Frauen ein Denkmal zu setzen, werde ich das tun.

Manon

Der Text stammt aus dem Buch
Manon Künstler Eingang zur St.Galler
Ausstellung 1990. Am 30. November
erhält Manon den grossen Kulturpreis
der Stadt St.Gallen.

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Vaduz und Winterthur

JULI



Das Kind im «Nichtkünstler»

Er sagt von sich selber, dass er nie die Absicht gehabt habe, Künstler zu sein. Eher könne man das, was er gemacht habe, als den Versuch bezeichnen, wie ein Kind die Welt zu erfahren. Die Rede ist von Dieter Meier – unter anderem bekannt als Musiker, Performer, Rinderzüchter, Schriftsteller, Weinbauer und Filmemacher. Was in diesem bisher 68 Jahre dauernden Leben alles entstanden ist, kann jetzt im Aargauer Kunsthhaus in Aarau angeschaut werden.

Dieter Meier
bis Sonntag, 17. November,
Aargauer Kunsthhaus, Aarau
aargauerkunsthhaus.ch

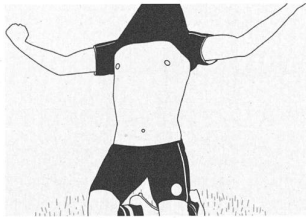
Programmzeitung



Mekka für Comic-Fans

Seit 30 Jahren gibt es den «Comix Shop» an der Theaterpassage. Was mit ein paar Kisten voller Comics begann, die von zwei Freaks in einem Mietbus über die schweizerisch-deutsche Grenze gekarrt wurden, hat beste Aussichten auf weitere Prosperität – mit neuer Leitung und bewährtem Konzept: Vollsortiment, Signierstunden und Ausstellungen, Mangatreffs, Kurse etc. Auf dem aufmüpfigen Jubiläums-Logo laden die bekannten drei, von Thomas Ott kreierten, Affen lesend und fahnen-schwingend zur grossen Sause.

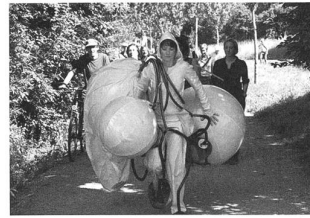
30 Jahre Comix Shop
Samstag 30. November,
10 bis 17 Uhr, Comix Shop, Basel
comix-shop.ch

BERNER kulturagenda
www.kulturagenda.ch

Rituale auf dem Prüfstand

Es gibt viele Formen der Verständigung, nicht alle davon haben mit Sprache zu tun. Rituale etwa begleiten uns im Alltag genauso wie in Ausnahmesituationen. Für jene, die mit ihnen vertraut sind, bieten sie Orientierung und Halt. Umgekehrt fühlt sich fehl am Platz, wer an unbekannten Ritualen teilnehmen muss. Der Code lässt sich ohne Hilfe kaum entziffern. In der Sonderausstellung «Rituale» geht das Museum für Kommunikation diesem Phänomen auf den Grund.

Ausstellung Rituale
8. November 2013 bis 20. Juli 2014, Museum für Kommunikation, Bern
mfk.ch

041
Das Kulturmagazin

Nebelhorn und Schubladophon

Nur wenige wissen vom Performancefestival «Migm» in Luzern. Für die 11. Ausgabe geht es ins Kulturzentrum «Sedel», wo sonst hauptsächlich Musik gemacht wird. Das färbt ab: Hina Strüver will ein Nebelhorn im November sein, das Trio «Koch-Schütz-Studer» bewegt sich musikalisch in einer stillfreien Zone, und Mischa Käser scheut sich nicht, ein Schubladophon gegen das Publikum zu verwenden. Nur Mut!

Migma Performancetage
Freitag, 15. und Samstag,
16. November, 20 Uhr,
Sedel, Emmenbrücke
sedel.ch

KOLT



Maia Morgenstern ist Lola Blau

Sie spielte unter Regisseur Mel Gibson in «The Passion of Christ» und an der Seite von Harvey Keitel in «Der Blick des Odysseus». Jetzt gastiert die Künstlerin Maia Morgenstern exklusiv zum 30-Jahr-Jubiläum der Theatergruppe Olten im Theaterstudio. Sie spielt Lola Blau nach dem gleichnamigen Musical von Georg Kreisler. Das wunderbare Emigrantenschicksal zeigt den Lebensweg einer jüdischen Sängerin aus Wien im Jahr 1938, die in Amerika zum gefeierten Music-Hall-Star wird.

Lola Blau
Freitag, 15. und Samstag,
16. November, 20.15 Uhr,
Theaterstudio, Olten
theaterstudio.ch

KuL



Jazz in aller Vielfalt

Auch in diesem Herbst kommen Freundinnen und Freunde der Jazzmusik in der «Tangente» in Eschen voll auf ihre Kosten. Gleich an vier Abenden bieten die Jazztage hochstehende Konzerte international renommierter Künstler. Den Auftakt macht am 15. November das «Asaf Sirkis Trio», das sich dem Jazz-Rock verschrieben hat. Rudi Mahall und Markus Gsell laden zur CD-Präsentation. Und das «Amina Figarova Sextett» sowie Aki Takase und Alex von Schlippenbach runden das Festival ab.

Jazztage
15., 20., 27. und 29. November,
20.15 Uhr, Tangente, Eschen
tangente.li

Coucou



Bekanntes und Unbekanntes

Wenn es draussen kalt wird, dann lädt «Molton» in die städtische Stube. Das Festival überzeugt mit einer guten Mischung aus grossen Namen und unbekannten Entdeckungen. In dieser Saison bedeutet dies unter anderem: «My Heart Belongs To Cecilia Winter», «Sina», «We Invented Paris» und «My Name is George». Zum Saisonstart sind Mich Gerber und Support Al Comet zu sehen und hören.

Molton Saisonstart
Donnerstag, 28. November,
20.15 Uhr, Theater am Gleis,
Winterthur
molton.ch
theater-am-gleis.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbeplattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren.
kulturpool.biz